

Arme Schloßbewohner

Ein Beitrag zum Kapitel der Behandlung von Emigranten

Menschen, die flüchtend in der Schweiz aufgenommen wurden und dem Lande danken, da es sie vor dem sicheren Tode rettete, gelangen in den folgenden Zeilen mit einer Bitte an die Öffentlichkeit. Sie haben ihren Bericht über die Unterbringung im „Schloß Burg“ nicht der „Volksstimme“ übergeben, sondern nur gewissen Freunden, welche sie gebeten haben, sich ihrer Sache anzunehmen. Von solcher Stelle wurde uns der Bericht mit der Bitte um Publikation weitergegeben.

Wir veröffentlichen ihn; wir tun's auch auf die Gefahr hin, daß jemand sagen wird: es ist unerhört von diesen Emigranten, sich in einem sozialistischen Blatt über die Behörden zu beklagen. Wir tun es, weil wir wissen, daß die Behörden gelegentlich keine Kenntnis haben von der Art und Weise, wie die Emigranten untergebracht werden und weil wir denken, es muß ihnen recht sein, wenn wir um ihre und unseres Landes kämpfen, indem wir unsere Stimme für eine anständige Behandlung der Emigranten erheben.

Der Bericht wurde von befreundeter Seite überprüft und als richtig befunden. Die Flüchtlinge wissen wohl, daß sie auf Bequemlichkeit und Komfort nicht Anspruch erheben können; darum handelt es sich aber nicht, wenn im folgenden gefordert wird, Schloß Burg solle nicht weiter als Unterkunft für Flüchtlinge — gar für gesundheitlich gefährdet! — benützt werden.

Redaktion der „Volksstimme“.

Die Bauqualität von Schloß Burg

Schloß Burg besteht aus den Überresten eines mittelalterlichen Ritterhofes in Burg (im Berner Jura). Die Gebäude, auf einem steilen Felsen hoch über dieser Ortschaft gelegen, stammen größtenteils aus dem 18. Jahrhundert. Sie befinden sich ausnahmslos in einem völlig verfallenen Zustand. Die Mauern sind größtenteils so brüchig, daß jeden Augenblick, bei der geringsten Ueberlastung, Einsturzgefahr besteht. Das mag übertrieben klingen, tatsächlich haben wir unlängst erlebt, daß plötzlich durch die Zimmerdecke der Fuß eines Kameraden, der durch den Fußboden des oberen Stockwerkes durchgebrochen war, bei uns „eintraf“. Glücklicherweise lag in diesem Augenblick niemand unter der Stelle, wo der Pfosten herabfiel. So kamen wir alle noch mit dem Schreck davon. Solche Symptome der Bauqualität sind überall im Schloß Burg zu bemerken. Die Decke des Eßsaales bröckelt an mehr als einer Stelle ab. Wir haben sie mit einer Holzstrebe notdürftig abgestützt. Nicht besser ist es mit der Decke bestellt, welche die Küche im ersten Stock und den Eßsaal im zweiten Stock trennt. Sie ist keine Decke, sondern ein Sieb. Wird im Eßsaal der Boden gewaschen, so läuft das Wasser hinunter in die Küche auf die Tische, in den Kessel. Ueber der Küche befinden sich auch die Toiletten. Sind diese verstopft, was fast immer der Fall ist, so sickern der Urin und das in den Klosetts stehende Wasser durch die Decke hinunter in die Küche. Wir befürchten, daß bei einer starken Belastung des Eßsaales durch viele Menschen, der Boden einmal einfach unter uns durchbricht! Wie morsch das ganze Gemäuer ist, wie unheilbar zerfallen, davon kann sich jeder einen Begriff machen, der einmal bei Rohrbuchbrüchen auf Schloß Burg gearbeitet oder Dachboden und Verlethe besucht hat, wo alles bröckelt und staubt. Durch die vor einigen Jahren erfolgte Niederlegung des Mittelgebäudes ist die gesamte Struktur des Schlosses gefährdet. Eine Baukatastrophe in diesem Gebäude, in dem ständig etwa 70 Personen leben müssen, steht durchaus im Bereich der Möglichkeit, wenn nicht Gegenmaßnahmen getroffen werden. Auch für den Fall eines Brandausbruches sind — soweit wir bisher ge-

sehen haben — keinerlei Vorsichtsmaßnahmen getroffen!

Die hygienischen Verhältnisse auf Schloß Burg

Schloß Burg ist ein Interniertenheim, d. h. seine Insassen sind arbeitsunfähige Menschen, Kranke, Alte (der Älteste ist 76 Jahre alt). Diese Menschen sind auf Grund sehr genauer ärztlicher Untersuchung hierher verbracht worden, und es hieß, daß sie sich in erster Linie von den Strapazen der Flucht und der Auffanglager erholen sollten. Bei einem solchen Zusammenleben von Kranken müßte natürlich auf die hygienischen Einrichtungen und Zustände besonders geachtet werden. Es könnte erwartet werden, daß in einem Heim für Kranke und Erholungsbedürftige noch peinlichere Sauberkeit herrscht, als in einem Privathaushalt. Tatsächlich aber sind die hygienischen Verhältnisse in dieser Ruine schlimmer als in der elendesten Proletenwohnung.

Da ist zumal der Schmutz! Es ist ihm mit allem Scheuern und Wischen und Waschen nicht beizukommen. Er steckt seit Jahrzehnten (diese unsere Behausung war eine Anstalt für Kaninchenzucht und noch früher ein übelbeleuchtetes Absteigequartier) in den Wänden und den Wänden. Überall fällt der Kalk und Mörtel ab. Überall in Mauerlöchern nisten sich Spinnen, Ratten, Mäuse und Fledermäuse ein. Die Treppen sind abgetreten, die Wände rissig und infolge ungenügender Abdichtung in vielen Räumen feucht! Es würde Wochen und Monate intensiver Facharbeit brauchen und Zehntausende von Franken kosten, um nur einigermaßen erträgliche Verhältnisse zu schaffen. Daß diese Verwahrlosung des Gebäudes die Insassen seelisch furchtbar bedrückt, ist zu begreifen. Sie kommen sich vor, als seien sie selber schon Ruinen, sie beginnen sich zu vernachlässigen, denn ihre Kleider (oft die einzigen) werden von Ratten und Motten angenagt, von Staub beschmutzt, in der Enge zerdrückt (keine Kleiderstänke!), und ihren Körper können sie nicht pflegen. — Das führt uns zu dem nächsten Punkt, der unter allen schwarzen Punkten von Schloß Burg der schwarzeste ist:

Der Wassermangel

Oft beim Aufwachen schon konnten wir uns nicht waschen: das Wasser lief wieder einmal nicht! Manchmal setzt das Wasser gegen 9 Uhr morgens aus, manchmal gegen Mittag, oft gegen Abend. Noch öfter aber haben wir den ganzen Tag über kein Wasser! Was bedeutet das? Es bedeutet, daß wir uns nicht waschen, nicht rasieren können und kein einziger hat bisher im Heim noch ein warmes Bad nehmen können. Es heißt, daß wir uns mit schmutzigen Händen in den schmutzigen Eßsaal begeben, es heißt aber vor allen Dingen, daß die Abflüsse in den Klosetts bis zum Rand verstopft sind, daß ein grauenvoller Geruch das ganze Haus durchzieht. Ueber Nacht werden die Klosetts wegen Wassermangel meist überhaupt gesperrt. Die alten und kranken Leute müssen dann aufstehen, sich hinaus ins Freie setzen und irgendwo in der Nacht und der Kälte auf dem Burgfelsen (gut, daß die Vipern schlafen!) ihre Notdurft verrichten. Zu welchen Praktiken es geführt hat, diese Wege zu vermeiden, wie da in kleine Schächeln, in Konservendbüchsen hinein usw. usw. die Notdurft auf den engsten Zimmern verrichtet wird, soll nur andeutet werden! Diese Notmaßnahmen sind besonders schrecklich wegen des Wassermangels! Die Heiminsassen schlafen zu 8 bis 10 Personen in Zimmern, die meist so eng sind, daß sie beim Aufstehen kaum Platz zum Anziehen haben. In einer Stube von 3 zu fünf Metern schlafen 8 Menschen. Sie haben keinen besonderen Weg für ihre Koffer, die ihnen den letzten Raum wegnehmen, sie haben

kaum Platz zum Aufhängen ihrer Kleider. Ihre Schlafstätte sind Strohfässer, die teils in Holzgerüsten, teils aber direkt auf dem Boden liegen. Das Stroh dieser Säcke ist seit drei Monaten nicht gewechselt worden. Und dabei können sich diese „Zimmerbewohner“ noch glücklich schätzen gegenüber jenen, welche auf den Dachböden (etwas luftig!) einquartiert sind. Hier, wo die Ratten laufen und die Fledermäuse nisten, direkt unter dem steilen schiefen Dach, liegen neben unverglasten Fensterhöhlen: Nierenkranke, Tuberkulose, Jichtiker usw. Sie haben, wenn sie abends in ihr Bett gehen, kein Licht, sie werden, wenn Regen und Kälte kommen, diesen neuen Übeln fast wehrlos ausgeliefert sein. Vergessen wir nicht: es sind Erholungsbedürftige, die da zwischen alten Flaschen, Spinnweben, vergilbtem Zeitungspapier, Möbeltrümmern, zerfetzten Lampenschirmen, abgelegten Strümpfen (vergangene Herrlichkeiten!) in einer Wolke von Staub „logieren“. Platzmangel auch sonst in allen Belangen! Es gibt kein besonderes Zimmer für den Arzt, keine ruhige Schlafstätte für Küche und Nachtmacher, es gibt keinen ruhigen, heizbaren Raum überhaupt, in welchem sich einer gerne einmal niederlassen, etwas schreiben oder sich ausruhen könnte. In dem verwahrlosten, düsteren Eßsaal, der durch den ziemlich überflüssigen und von der Belegschaft niemals verlangten Bau einer Bühne noch verkleinert und verdunkelt wurde, wird gegessen, gebügelt, Radio gehört, abgewaschen, auch Wäsche gewaschen, Schach gespielt und — wie könnte es bei diesem engen Aufeinanderstoßen anders sein? — gelegentlich auch gestritten! Denn die Nerven von Menschen, die sich nicht waschen und reinigen können, die in Dreck und Schmutz leben müssen, die fast immer die halbe Nacht nicht schlafen können, sind nicht sehr widerstandsfähig, besonders, wenn sie die Belastungsproben der letzten Jahre hinter sich haben.

Was soll mit Schloß Burg geschehen?

Kann man durch einzelne Verbesserungen die Lage retten? — Bestimmt nicht! — Das Gebäude ist zu alt, zu herabgekommen, als daß jemals so etwas wie ein Erholungsheim für kranke Menschen werden könnte. Jeder Rappen, der jetzt in dieses Gebäude gesteckt wird, ist vergebens angewendet! Wir meinen, daß eine Auflösung des „Interniertenheims“ Schloß Burg die einzig mögliche Lösung ist. Auch wenn heute einer Transferrierung aller Insassen in ein anderes Heim gewisse Schwierigkeiten gegenüberstehen sollten, so ist doch in Betracht zu ziehen, wie unerträglich die Verhältnisse heute sind, wie unmöglich sie sich erst bei Einbruch der Kälte gestalten werden! — Denn bisher hat das warme Herbstwetter uns noch geschont. Wir haben uns aus unserer Ruine gelegentlich an die frische Luft und in die wunderschöne Naturumgebung retten können. Nun aber wird das nicht mehr möglich sein. Die Kälte und Nässe sind da!

Deshalb bitten wir um baldige, wenn nicht sofortige Abhilfe! Sollten uns Kommissionen geschickt werden, so mögen sie sich nicht mit halben Besichtigungen zufrieden geben. Wir haben zahlreiche andere Kritiken, die sich auf den ausgiebigen Arbeitszwang für arbeitsunfähige Geschriebene und anderes mehr beziehen, weggelassen, um nur die allergrößten Uebelstände zu erwähnen.

Kleine Zeitung

Zerstörte Kirchen in Hamburg. (EPD.) Durch die Luftangriffe auf Hamburg hat die Landeskirche 25 Kirchen und Predigtstätten verloren und etwa 70 Pastoren, die zerstört oder unbewohnbar geworden sind. Das ehrwürdige St. Catharinen mit seinem schönen Turm sank dahin. Der mächtige Turm von St. Nikolai steht zwar noch, das Innere des Gotteshauses aber ist ausgebrannt. Die Lutherkirche ist zerstört. Auch die schöne Dreieinigkeitskirche zu St. Georg, ein Meisterwerk nordischen Barocks, liegt in Schutt und Asche.

Belofahrener Knabe. Der zwölfjährige Knabe Kurt des Uhrmachers Brunner von Langendorf stieg vor-

gestern in Solothurn auf seinem Fahrrad mit einem anderen Radfahrer zusammen und wurde auf die Straße geworfen. In diesem Augenblick kam ein Lastwagen heran und überfuhr den Knaben. Dieser war sofort tot.

Brand im Luzernischen. In Reiden ist im Hause der Firma Bau-Mitien-Gesellschaft in einem Magazin mit angebaute Wohnung Feuer ausgebrochen, wodurch dieser Gebäudeteil fast vollständig zerstört wurde. Auch blieb das Mobiliar des Mieters in den Flammen. Den drei erschienenen Feuerwehren gelang aber die Rettung des Vierfamilienhauses, das ebenfalls an das Magazin angebaut war, doch leidet dieser Gebäudeteil stark unter Wasserschaden. Das gesamte Gebäude ist mit 104,000 Fr. brandversichert.

Schwarzhandelsaffäre. Die dritte strafrechtliche Kommission des Eidgen. Volkswirtschaftsdepartements hatte sich mit einer Schwarzhandelsaffäre zu befassen, welche bereits im Januar dieses Jahres vor dem Korrekationsgericht verhandelt worden war. Die damals ausgewählten Strafen von vier Monaten Gefängnis für Samuel Riardon und sechs Monaten Gefängnis für Rosette Laurent wurden auf 15 Tage bzw. 8 Tage Gefängnis unter Zuhilfenahme des bedingten Strafaufschubes herabgesetzt. Die Angeklagten hatten 350 Kilo Mehl und andere rationierte Waren gestohlen und im Schwarzhandel verkauft.

Student in Schwyz besitzt alte Bilder. Am 14. Oktober 1942 brannte das Chalet der Frau Renel im Chaletdörfli in Schwyz bis auf den Grund nieder. Wegen des völligen Niederbrennens hatte man keine Anhaltspunkte mehr, um die Brandursache feststellen zu können, obwohl man damals Verdacht auf den Mieter, einen 23-jährigen Studenten, der in Zürich wohnt, hatte. Inzwischen haben andere Vergehen, wie Diebstähle, zur Ueberführung und Verhaftung des Studenten geführt. Das Feuer war damals durch eine besonders ausgebaute Vorrichtung mit einer Zündschnur ausgelöst worden, so daß der Täter lange vor Ausbruch des Brandes verschwinden konnte. Der Brandstifter hat zugegeben, daß er den Brand zum Zweck des Versicherungsbetruges gelegt habe. Er besaß eine stark überfachte Versicherung zum Schutze antiker Bilder, einer Markensammlung und anderer Wertgegenstände.

Der Tod auf dem Geleise. Am Dienstagmorgen früh wurde auf dem Güterbahnhof Montbrillant in Genf, auf den Geleisen liegend, die Leiche des 18 Jahre alten Deutschschweizers Armand Meyer aufgefunden. Der Kopf war fast ganz zermalmt. Bis jetzt konnte noch nicht festgestellt werden, auf welche Weise der Aufgelandene ums Leben gekommen ist.

Eine Düngerkanone. In der Gegend von Aalborg (Dänemark) werden zurzeit Versuche mit einer sogenannten Düngerkanone angestellt, die aus einer schwedischen Fabrik stammt. Als Düngemittel für Kornfelder werden Rüben-Melasseerückstände mittels der Kanone zerstäubt und fallen wie Regen auf die Felder nieder.

Zugzusammenstoß. Die Agentur Reuters teilt mit: Einer Meldung des Deutschen Nachrichtenbureaus zufolge sind auf der Linie Rom—Viterbo zwei elektrische Züge zusammengestoßen. Bisher werden 58 Tote und etwa 200 Verletzte gemeldet. Man rechnet damit, daß noch weitere Tote aus den Trümmern geborgen werden.

Nasser Weg zur Arbeit. Auf eine recht ungewöhnliche Weise pflegt ein Arbeiter an der schwedischen Ostküste an die Arbeit zu kommen. Er schwimmt jeden Tag über die Bucht nach Sundsvall, wo er seine Arbeitsstätte hat. Seine Kleidung führt er in einem kleinen wasserdichten Kasten mit, den er auf zwei Schwimmflüssen hinter sich herzieht. Der eifrige Schwimmer versichert, niemand könnte sich wohler und besser ausgelegt als er fühlen, wenn er nach seinem morgendlichen Bad aus dem Wasser steigt. Wenn er sein Tagewerk vollbracht hat, stürzt er sich wieder ins Wasser, um nach Hause zurückzuschwimmen.

Der Boden bricht zusammen. In einer Schule in St. Louis in der Nähe der Kanalküste brach der Fußboden einer Schule zusammen. Die in der Schule versammelten 120 Kinder stürzten in den Keller. Sechs Mädchen konnten nur mit schweren Verletzungen aus den Trümmern geborgen werden. Zwei von ihnen sind kurze Zeit darauf gestorben.

Eine schätzbare glaubwürdige Verkleidung. Vor einiger Zeit erschienen in den Wohnungen mehrerer Personen in Aizles-Bains einige Individuen, die einen ausgeprägten deutschen Akzent vortrugen, von einem Chef geführt waren und die Uniform der Heerespolizei der Besatzungstruppen trugen, unter dem Vorwand, eine Kontrolle der Gestapo vornehmen zu müssen. Diese Leute schritten zu Requisitionen. Sie nahmen alle Wertgegenstände an sich. Im Laufe eines Abends und einer Nacht wurden so Werte für mehrere Millionen Francs „beschlagnahmt“. In Wirklichkeit handelte es sich um Diebe, die fürlos verschwunden sind.

Attentat in Paris

Roman von Marika Stiernstedt.

Copyright by Bernann-Fischer Verlag Stockholm

Es lief ihr kalt über den Rücken und schüttelte sie; ich wage es nicht.

Nachdem sie ihre Temperatur gemessen hatte, war Hilbe auf dem Bett liegengelieben; sie kauerte sich unter einem Kleidungsstück, das sie aufs Geratewohl an sich gerafft hatte, zusammen. Es reichte nicht, um sie zudecken, so sehr sie auch zusammenkroch, aber sie war nicht imstande aufzustehen, um sich etwas anderes zu holen. Ihr Zimmer lag auf der Schattenseite — jedenfalls um diese Tageszeit — und sie sehnte sich nach der Sonne, die zeitlich morgens hereingebrannt und sie geweckt hatte.

Ich wage es nicht, dachte sie, ich will nicht ins Gefängnis kommen. Lieber Gott, lieber Gott, alles, nur nicht das!

Sie hätte, wie es so viele hierzulande tun, ein Wachlicht kaufen, es, als sie in der Küche war, vor dem kleinen Altar der Madonna anzünden und der heiligen Mutter etwas versprechen sollen, wenn ihr geholfen würde. Zum Beispiel eine Mar-mortafel mit der Aufschrift in Goldbuchstaben: „Ich habe Dich angerufen, und Du hast mich erhört!“ — oder etwas Derartiges. Während sie in der Küche saß, hatte sie einige dieser Tafeln gelesen, und es waren gar nicht so wenige, denen die Muttergottes geholfen hatte. Aber sie hatte kein Wachlicht gekauft und hatte nichts gelobt, hatte nicht einmal daran gedacht. Sie glaubte nicht an solche Dinge — aber, was weiß man?

Noch war es vielleicht nicht zu spät... Aber sie hatte nicht die Kraft dazu. Sie wußte auch nicht, wo man Kerzen kaufen kann. Sie hatte nicht die Kraft, herumzugehen und zu fragen. Mit knapper Not vermochte sie sich vom Bett zu erheben.

Eines war gewiß: jetzt war es eilig. Wegen dieser fünfundsiebenzig.

Sie konnte sich jetzt schwer darauf befinnen, an

welchem Tag das da geschehen war. Eine Nacht hatte sie in dem Kämmerchen neben Vilas Zimmer gelegen, aber nur eine Nacht — dann hatte sie ihr eigenes Zimmer bekommen und dort eine Nacht geschlafen. Nacht zusammen zwei, dachte sie. Zwei Nächte hier im Hotel. Sollte es also erst zwei Tage her sein... Plötzlich sah sie den Sarg wieder, der über den Körper der Menschen getragen wurde.

Drinnen bei der Gräfin schwagten die Besucher, man lachte und spielte Karten, aber Doktor Bunin, der vom Kartenspiel nichts verstand, war in seinem Zimmer auf der anderen Seite. Er sah und las, als es an der Tür klopfte, und als er hereinlief, erschien Fräulein Dubois.

Sie ist also gekommen, die arme kranke Dame, die ihn am selben Morgen abgewiesen hat, aber nun vielleicht zur Einsicht gelangt ist, daß er es gut mit ihr meinte, als er ihr seine Dienste anbot. Zuversichtlich erhob er sich, schob ihr einen Stuhl hin und richtete es so ein, daß das Licht vom Fenster auf sie fiel, damit er sie besser beobachten könne. Das Zimmer war wirklich nicht besonders hell. Sie setzte sich, und er sah, daß sie das kleine Manöver nicht bemerkt hatte.

„Soo, soo“ sagte er. „Ich habe“, begann jetzt Hilbe mit zitternder Stimme, „Ihre Freundlichkeit heute morgen übel erwidert — verzeihen Sie mir. Seither sind mir manche Dinge, die Sie gesagt haben, durch den Kopf gegangen.“

„Aber erst lassen Sie mich einmal näher zusehen... als Arzt, nicht wahr?“

„Nein“, sagte sie, „darum kümmerge ich mich gar nicht mehr. Ich weiß, daß ich nicht gesund bin.“

„Da sollten Sie aber etwas für sich tun. Ich werde Sie behandeln. Ich tu es gern. Wissen Sie, ich habe eine Zeitlang auch in Ihrer Heimat studiert, in der Schweiz, nicht wahr?“

Das ermunterte sie nicht; der Doktor hatte sich etwas davon versprochen, aber es war ihm nicht gelungen.

„Ich kümmerge mich nicht mehr um meine Gesundheit“, sagte sie.

„Sie haben Fieber.“

„Ja“, sagte sie.

„Sie sitzen da und frieren. Schüttelfrost.“

„Ja.“

„Da, nehmen Sie meinen Rock um.“

„Danke.“ Sie ließ sich von ihm ein Kleidungsstück um die Schultern legen. „Soo, soo“, sagte er immer wieder — es war, als hielte er sie für ein kleines Kind. Hilbe seufzte auf, schon fror sie jedenfalls etwas weniger und setzte sich in dem Stuhl des Doktors zurecht. Es war gut, daß sie sich gezwungen hatte, aufzustehen und hierherzukommen.

„Herr Doktor“, sagte sie, „Sie haben heute morgen vom Leben als etwas Heiligem gesprochen. Ich möchte Sie fragen, ob Sie... meinen Sie nicht, daß es unter gewissen Umständen erlaubt ist...“

„Leben zu vernichten?“ ergänzte er. „Wollten Sie das fragen? Da kann ich Ihnen vor allem sagen, daß ich Gegner der Todesstrafe bin. In einigen wenigen hochzivilisierten Ländern ist sie abgeschafft.“

„Daran habe ich jetzt nicht gedacht. Nicht an die Todesstrafe, der ein Verfahren und ein Urteil vorausgeht... obwohl auch das abschreckend ist.“

„Gewiß, gewiß“, sagte er. „Schon als junger Revolutionär war ich auch gegen Terrorakte. Ich mißbilligte sie.“

„Sind Sie der Meinung, daß Sie unter allen Umständen, daß alle... eine Sünde sind?“ sagte sie, und er beobachtete, daß sie die Stimme senkte.

„Na, na“, ermahnte er, „es handelt sich ja hier keineswegs um Sünde.“ Ich bin kein Priester. Ich ehre das Leben, das ist alles. In diesem Glauben hat mich mein Beruf bestärkt. Wenn Sie aber wünschen, daß wir die Frage, unter allen Umständen, stellen, so bin ich weit davon entfernt, diejenigen zu verurteilen, die anders denken und es vielleicht unvermeidlich gefunden haben, in einer bestimmten Lage — nun, ohne die gebührende Achtung vor dem Leben zu handeln.“

„Ja, ja“, sagte sie erleichtert.

„Zu einem edlen Zwecke natürlich.“

„Ja, ja.“

„Es gibt Beispiele von Terrorakten, die eine große Wirkung hatten“, fuhr der Doktor fort, froh zu sehen, daß Hilbe sich wieder zu beruhigen begann. „Die geradezu dem Aufbau nützten, Handlungen, die anspornend wirkten auf solche, die in einem gerechten Kampf den Mut zu verlieren drohten, und die sonst verzagt untergegangen wären.“

„Ganz richtig“, sagte sie. „Aber...“

„Aber? Seien Sie nicht ängstlich — mit mir können Sie ruhig sprechen.“

„Nein“, erwiderte sie, „ich bin nicht ängstlich. Aber damit eine... Aktion, ein Terrorakt einen aufbauenden Nutzen haben soll, so muß der Täter unbedingt allen bekannt sein oder bekannt werden? So, daß es alle verstehen. Ist es nicht so?“

„Gewiß“, stimmte der Doktor zu. „Ich nehme es an“, setzte er etwas unsicherer hinzu, denn jetzt fühlte er, daß sie auf etwas Bestimmtes hinauswollte — aber er verstand nicht, worauf. „Sie sollten Ihre Gedanken nicht zu viel mit solchen Problemen beschäftigen, Fräulein Dubois, besonders heute nicht, da Sie krank sind. Wir werden schon morgen darauf zurückkommen. Morgen werden wir Ihre Theorien auf den Grund gehen.“

Jemandem Zwangsvorstellung, dachte er. Auf's Geratewohl und sehr milde sagte er:

„Es gibt keine verbrecherischen Handlungen außer in uns selbst. Viele reine und unfehlbare Seelen sind wegen vermeintlicher Verbrechen ins Gefängnis geworfen, zum Schandpfahl und zum Galgen geschleppt worden...“

„O Gott!“ schrie Hilbe auf.

„Bemerkte: Unschuldige“, sagte er mit Nachdruck. „Deshalb hatten sie ein reines Gewissen. Es hat unter ihnen Helden gegeben. Wo es kein kleinliches Missetun gibt — im Gegenteil... dort gibt es auch keine Sünde — nachdem Sie das Wort gebraucht haben. Ich selbst bin Freidenker“, sagte er, „aber ich glaube an die göttlichen Gesetze in unserem Gewissen. Auch die christlichen Gesetze beruhen auf diesem Gedanken. Allzu wenige Menschen sind sich des Gebotes der Götlichkeit hinreichend bewußt, deshalb herrscht so viel Schledrigkeit.“

Bauernverband und Nachkriegszeit

Dienstag, den 16. November fand im Kurjaal „Schänzli“, in Bern die Delegiertenversammlung des Schweizerischen Bauernverbandes statt. Vier Vorträge behandelten das Problem: „Sicherung der Landwirtschaft in der Nachkriegszeit“. Es sprachen a) „Ueber verfassungsmäßige und gesetzliche Grundlagen der künftigen Agrarpolitik“, Dr. E. Feist, Direktor der Abteilung für Landwirtschaft des E.D.; b) „Ueber Produktionspolitik in Gegenwart und Zukunft“, Prof. Dr. Wahlen, Beauftragter des Bundesrates für das Anbaupersonal; c) „Ueber die Preis- und Handelspolitik der Zukunft“, Dr. A. Borel, Vizepräsident des Schweizerischen Bauernverbandes; d) „Ueber Gegenwart und Zukunftsprobleme auf dem Gebiete der Sozialpolitik“, Prof. Dr. Howald, Direktor des Schweizerischen Bauernverbandes.

Prof. Dr. Wahlen stellte u. a. fest, daß ohne Produktionsordnung keine Markt- und Absatzregelung denkbar ist und ohne diese letzteren können Forderung und Ziel der Nachkriegsgehegung — die Existenzsicherung der Landwirtschaft — nicht erreicht werden. Hier wird die Landwirtschaft wählen müssen zwischen mißverständlicher Freiheit, die letzten Endes zu Bindung und Abhängigkeit führt, oder der Ordnung, welche in höherem Sinne die Freiheit verheißt.

Mit Befriedigung darf vorweg genommen werden, daß für zwei wichtige Gebiete, nämlich das Brotgetreide und die Kartoffeln, die Produktions- und Absatzverhältnisse durch die bestehende Getreide- und Alkoholgehegung bereits geregelt sind. Was insbesondere die Absatzmöglichkeiten betrifft, so ist darauf hinzuweisen, daß wir auch heute den Brotgetreidebedarf des Landes nicht zu decken vermögen, so daß sowohl in bezug auf die Ausdehnung der Brotgetreidefläche wie auf die Steigerung der Mitteltrübe noch lange nicht alle Möglichkeiten erschöpft sind. Das Gleiche gilt für den Futtergetreidebau.

Im Gegensatz zur Lage beim Brotgetreide würde die Verwertung einer Kartoffelernte von circa 150.000 Wagen, wie sie die beiden Jahre 1942 und 1943 erbrachten, zu normalen Zeiten kaum zu bewältigen sein. Es müssen also innerhalb der Hackfruchtfläche, die ungefähr im heutigen Ausmaße beizubehalten ist, gewisse Umstellungen vorgenommen werden. Die wichtigste Möglichkeit, eine wesentliche Entlastung der Kartoffelfläche zu schaffen, bietet der Zuckerrübenbau. Die Forderung, den Schweizermarkt zu mindestens 25–30 Prozent des normalen Zuckerbedarfes zu beliefern, bildet eine conditio sine qua non der Erhaltung des Ackerbaues im vorgesehenen Ausmaß. An sich erscheint ein Zuckerrübenanbau von circa 10.000 Hektaren, das zu diesem Zwecke benötigt wird, nicht sehr bedeutend. Im Vergleich jedoch zu der Vorkriegsfläche von etwa 1500 Hektaren wird ohne weiteres ersichtlich, wie bedeutungsvoll sich der absolut sichere Absatz einer Zuckerrübenenernte von rund 40.000 Wagen jährlich auswirken müßte, wobei besonders auch auf die günstigen Rückwirkungen hinsichtlich der betriebseigenen Futterbasis und der allgemeinen Verbesserung des Ackerbaues hingewiesen sei.

Eine besondere Beachtung verdient ferner die Gemüsebau. Hier wird eine sehr enge Uebereinstimmung mit der Handelspolitik gesucht werden müssen, wenn sich nicht die aus der Vorkriegszeit bekannten, ständig auftretenden Schwierigkeiten in noch größerem Ausmaße wiederholen sollen.

Als eines sehr wichtigen Teilsgebietes der pflanzenbaulichen Produktion sei noch des Obstbaues mit einigen Hinweisen gedacht. Die Erfahrung zeigt, daß mit Hilfe der modernen Pflege- und Schädlingsbekämpfungsmethoden die früheren sehr großen Ernteschwankungen stark herabgemindert werden können. Mit der Verallgemeinerung einer besseren Technik wird somit dem Obstbau das spekulative Element genommen, das ihm früher anhaftete, und es wird eine rationellere Produktions- und Absatzplanung möglich. Unter diesen Verhältnissen sollte auch die Erhaltung und ständige Verbesserung der ausländischen Märkte weniger Schwierigkeiten bieten. Die Entwicklung wird in der Richtung liegen, daß immer mehr zum Qualitätsobstbau übergegangen wird, daß für diesen Betriebszweig die notwendigen Flächen in ge-

schlossenen Raumbeständen reserviert werden und daß für die übrige pflanzenbauliche Nutzung in Rücksicht auf deren angestrebte größere Vielseitigkeit vermehrt baumfreie Flächen geschaffen werden.

Vizepräsident Dr. Borel forderte eine Handelspolitik, die es möglich macht, daß bäuerliche Betriebsleiter in rational bewirtschafteten und zu normalen Preisen übernommenen landwirtschaftlichen Betrieben einen durchschnittlichen Arbeitsverdienst von gleicher Höhe beanspruchen können, wie er durch die Statistik der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt in Luzern für gelernte Arbeiter festgestellt wird; ferner, daß landwirtschaftliche Dienstboten und voll beschäftigte erwachsene Familienglieder den gleichen Lohn verdienen sollten, wie er von der Unfallversicherungsanstalt für ungelernete Arbeiter in der Industrie nachgewiesen wird. Desgleichen wird eine mittlere Verzinsung des in der Landwirtschaft angelegten Kapitals (Reinertrag) mindestens zum gleichen Prozentsatz, wie er von den Bauern für die Schuldzinsen bezahlt werden muß, als gerechtfertigt erachtet.

Nach seinem Dafürhalten sollte jedoch vor allem einer möglichst weitgehenden Verallgemeinerung des Grundsatzes der Uebernahmepflicht besondere Beachtung geschenkt werden. Einerseits ist dieses System geschmeidiger als die Einfuhrbeschränkung, andererseits bietet es gegenüber der Erhebung von Zöllen den Vorteil, daß die Einfuhr nicht notwendigerweise verteuert werden muß, so daß unter Umständen der Konsum nur wenig belastet wird. Der Bund soll die Einfuhr landwirtschaftlicher Produkte so ordnen, daß dadurch der Absatz der Erzeugnisse der einheimischen Landwirtschaft zu einem den Produktionskosten entsprechenden Preis nicht verhindert wird.

Professor Dr. Howald legte dar, daß auch die landwirtschaftliche Bevölkerung, soweit sie nicht von Hause aus wohlhabend ist und schuldenfrei ist, ein zunehmendes Interesse haben muß an einer Altersversicherung, die nicht auf Kosten der Jungen geht. Das gilt

auch für die Hinterbliebenenversicherung.

Die Altersversicherung der bäuerlichen Bevölkerung stellt jedoch nicht die alleinige Alterssicherung dar, wie das bei Arbeitnehmern in Industrie, Gewerbe und Handel der Fall sein kann. Sie soll nur eine Ergänzung sein zur echten Sparwirtschaft, die die rechtzeitige Abtretung des Betriebes an einen Erben erleichtert und den Eltern eine gewisse Unabhängigkeit sichert. Dazu bedarf es nicht der gleichen Mittel wie in der Stadt. Ein neues eidgenössisches Altersversicherungsgezet muß den Schematismus der Vorlage von 1931 vermeiden und den Berufsständen, namentlich der Landwirtschaft, aber auch dem Gewerbe gestatten, diese Fürsorge nach ihren besonderen Bedürfnissen einzurichten.

Es muß somit eine Formel gefunden werden, welche klar, einfach und für jedermann leicht verständlich ist. Professor Lur hat eine solche in Vorschlag gebracht. Danach würde die landwirtschaftliche Bevölkerung eine Rente erhalten, wie sie dem Bundesbeitrag an eine Altersversicherung entspricht; daneben stände es ihr aber frei, sich mit Sonderprämien darüber hinaus noch besser zu versichern. Diese prämienfreie Versicherung würde allerdings nur jährliche Renten von etwa 120 Franken pro Person eintragen können. Aber auch solche Summen bedeuten für Eltern, die bei ihren Kindern leben, eine wertvolle Beihilfe. Ganz besonders aber ist das der Fall für landwirtschaftliche Dienstboten, welche heute leider nicht selten ihre alten Tage im Altersheim oder im Armenhaus verbringen müssen.

Ebenso wichtig, ja noch wichtiger als die staatliche Altersversicherung, scheint uns für die bäuerliche Bevölkerung die Unterstützung der kinderreichen Familien.

Am Schluß der Tagung, die von 432 stimmberechtigten Delegierten besucht war, wurde einstimmig eine Entschließung gefaßt, die den Bundesrat ersucht, die Verfassungsfrage über die Erhaltung und Förderung des Bauernstandes in der Nachkriegszeit der Bundesversammlung und hernach dem Volke vorzulegen.

Lesefrüchte

Um die bisherige Regierungskoalition

... Es mag peinlich berühren, daß die bürgerliche Koalition in dieser wichtigen Landesfrage zunächst als aktionsunfähig erscheint und der sozialistische Oppositionspartei den eigentlichen Entscheid überlassen muß. Allein so von ungefähr kommt das nicht. In Wirklichkeit ist das wichtigste Kennzeichen der Wahlen, wie bereits erwähnt, nicht der sozialistische Erfolg, der alles in allem gerechnet, sich in durchaus möglichen Grenzen hält. Wichtiger ist die Erkenntnis, daß der sozialistische Opposition gar kein geschlossener Regierungsbündel gegenübersteht. Gerade der Wahlkampf warf deutliche Lichter auf die geringe Kohärenz im bürgerlichen Lager, die Liebe, die hinüber und herüber ausgeteilt werden, die Programmforderungen und die Sonderbestrebungen, die sich innerhalb dieser Parteien bemerkbar machen konnten usw. — Schwächen in der bürgerlichen Front, die um so peinlicher wirken, wenn man den geschlossenen Aufmarsch der innerlich doch auch nicht gleichgerichteten Sozialisten beobachtet. Nicht der Gewinn von 11 sozialistischen Mandaten wird die kommende Politik bestimmen, wohl aber der bald latente und bald offene Antagonismus innerhalb der Regierungsparteien. Wenn im Kanton Solothurn die katholisch-konservative Partei beim zweiten Wahlgang um die Ständeratsmandate durch Stimmhaltung lieber einen sozialistischen Erfolg riskiert, als dem Freisinn die beiden Mandate zu überlassen, wenn im bernischen Großen Rat die Bauernpartei Hand bieten wird, um den bisherigen freisinnigen Ständerat durch einen sozialistischen zu ersetzen, dann sind das nur einzelne, dafür aber besonders deutliche Symptome für die Brüchigkeit und geringe Festigkeit der bisherigen Regierungskoalition. Man kann immer Begründungen für das Verhalten im einzelnen Fall anbringen. Sicher aber ist, daß die politische Situation in erster Linie durch die innere bürgerliche Schwäche bestimmt wird: sie stärkt und erhöht den Einfluß der sozialistischen Opposition, und sie legt den Grund zu neuen Gruppierungen. Vielleicht richten die Leute, die so besorgt nach den Ursachen bürgerlicher Wahl- und Stimmabstimmung suchen, ihren Scheinwerfer einmal auf diese Tatsache. Und vielleicht betrachtet man den Rücktritt eines Bundesrates wie den des Herrn Wetter einmal unter dieser Perspektive!

Die damit bedingte Lähmung der Bildung eines klaren Regierungswillens und Regierungskurses ist um so schwerwiegender, als schwierigste Probleme der Wirtschaft und des Staats in der Nachkriegszeit der Lösung harren; sie ist um so schwerwiegender, als in der Konzeption der Wirtschaft unter dem Einfluß des Kriegs- und Autarkieklimas die dynamische Auffassung immer mehr durch die statische verdrängt worden ist und der

Glaube an die Staatsallmacht in weiten Kreisen das Vertrauen in die eigene Kraft erschüttert hat. Eine weitere Folge dieses unerfreulichen politischen Zustandes ist, daß die Bedeutung der Volksabstimmung stark zunimmt. Das ist immerhin eine Garantie, daß extreme Lösungen nicht durchdringen und daß Kreise zu Einspruch kommen, der ihnen auf dem politisch-parlamentarischen und parteipolitischen Parkett versagt ist.

„Basler Nachrichten“ (Dr. S. Büchi).

Katholisch-Konservative und Freisinn

Im weitem verweisen wir gerne, daß das Kapital, die Substanz der modernen Wirtschaft und somit auch das Rückgrat ihres heutigen Systems, sich zum großen Teil nicht in unseren Händen befindet. Die Schlüsselstellungen unserer Wirtschaft beherrscht der Freisinn, der die kapitalistische Denkweise in ihrer ursprünglichsten Form übernommen und entwickelt hat. Wir können ihm dies nicht verargen, sondern zu bedauern ist einzig, daß diese kapitalistische Denkweise jahrhundertlang ein reines Macht- und Gewinnstreben verkörperte und die Ideen der sozialpolitischen Aufgeschlossenheit (Ausnahmen vorbehalten) ablehnte, bis der Staat unter dem Druck von links gewisse Korrekturen am absoluten Kapitalismus anbrachte. Es sei hier offen zugegeben, daß diese kapitalistische Denkweise durch „Inflation“ auch zahlreiche Katholiken, die wirtschaftlich um nichts anderes wußten oder unter einem gewissen Konkurrenzzwang standen, erfaßt hat.

Unser „Landesvater“

Trotz allen Wirren, Bombardierungen und Krieg versammelte sich am 9. November die St. Nitenkongregation in Rom zur sogenannten Congregatio Praeparatoria, um die Beglaubigung der vorgelegten Wunder des seligen Bruders Klaus vorzunehmen. Es handelt sich dabei um „wunderbare“ Heilung zweier Töchter im Kanton Solothurn. Eine Anzahl von Bischöfen und sonstigen Hochwürden prüfte diese Vorfälle; Ärzte wurden zu dieser Prozedur nicht beigezogen.

Man rechnet mit einem baldigen Abschluß des ganzen Verfahrens. Das wäre dann allerdings ein beschleunigtes Tempo; denn nach dem Ritus sollte sich zuerst im Jahre 1944 die Congregatio generalis und im Jahre 1945 die Congregatio tuta ver sammeln, die dann die Heiligsprechung perfekt macht.

Ist es so prestant geworden, um den Plan, von gewissen Katholiken in der Schweiz propagiert, zu verwirklichen zu suchen: Nach diesem Krieg unseren „heiligen Landesvater“ zum „Patron des Völkerrufens“ proklamieren zu lassen?

Literatur

Nikolai Berdiajew, Der Mensch und die Technik, 40 Seiten. Vita-Noova-Verlag, Luzern, 1943. Kart. Fr. 2.—.

Die kleine Schrift stammt aus einem heute vergriffenen Buch „Wahrheit und Lüge des Kommunismus“ (Luzern 1934). Und sie zeigt, daß der Verfasser Empfindung besitzt für die große Gefahr, die der Seele des Menschen von der Technik her droht. Freilich hat man mit Bedauern festzustellen, daß er seiner Empfindung nur einen ziemlich unklaren und widerspruchsvollen Ausdruck zu geben vermag. Seine Ausführungen laufen, wenn der Schreibende ihn recht verstanden hat, auf eine Art Christianisierung der Technik hinaus. Und das ist genau so, als wenn man von einer Christianisierung des Krieges reden wollte (der heute ja gleichfalls mehr oder weniger in das Gebiet der Technik gehört). Der Versuch ist untraglich gut gemeint, und in seinen religiösen Darlegungen kann man dem Verfasser auch ein weites Stück folgen, — aber so geht es entschieden nicht. Man darf in dem Bestreben, verständlich zu wirken, nicht offenkundige Gegensätze vermischen. Der Verfasser hat durchaus recht, gegen die Vorstellung von einer „neutralen Technik“ anzukämpfen, aber wie in aller Welt darf er dann meinen, die Technik noch auf die Seite des Geistes, und zumal des christlichen Geistes, herüberzuleiten zu können? Und wo will er etwas davon entdecken haben, daß die Technik teilweise das Aufkommen einer „gütigsten persönlichen“ Religiosität begünstigt (S. 31)? Das sind Verschwommenheiten nicht nur des Urteils, sondern auch schon der Beobachtung. Das Schriftchen ist zur ersten Unterweisung über das Problem ganz anregend, aber weit entfernt davon, etwas Wegweisendes zu bieten.

Rils Fredricson, Reise ohne Ende. Ein Seemannsleben. Aus dem Schwedischen überf. von Dr. Karl Helwig. Mit 27 Federzeichnungen von Philipp Arlen nach Originalen des Verfassers. 288 Seiten. Albert-Müller-Verlag A.-G., Zürich, 1943. Geh. Fr. 9.—, geb. Fr. 12.—.

Dieses Buch eines einfachen schwedischen Matrosen ist zuerst in England erschienen und hat dort einen großen Erfolg gehabt, der sich später dann in Schweden, Dänemark und Italien wiederholte. Mit Recht! Denn man merkt den Schilderungen des Verfassers an, daß er hier keine bloße Seemannsgarn spinnst, sondern in erster Linie erlebte und erlittene Dinge mitteilt. Daß diese Dinge zugleich im höchsten Grade abenteuerlich und spannend wirken, ist sozusagen nur eine Nebeneigenschaft, — aber freilich eine, die den Leser zwingt, das Buch mit ununterbrochener und beständig noch steigender Anteilnahme bis zu Ende zu lesen. Es kann keine Rede davon sein, an dieser Stelle auch nur einen kurzen Auszug aus dem Inhalt zu geben. Es soll lediglich gesagt werden, daß man, ohne sich dessen zunächst bewußt zu werden, eine ganze Menge Tatsächliches aus ihm lernt. — Für die Jugend ist das Buch wegen seiner oft etwas drastischen Wirklichkeitstreue allerdings nicht geeignet, und es wäre wohl auch schwer, eine eigens für sie bestimmte Ausgabe daraus herzustellen. Der Zusammenhang würde dadurch leiden. Denn bei aller ansehnlichen Zufälligkeit der berichteten Begebenheiten bildet ihre Summe doch ein menschliches und künstlerisches Ganzes. Aber auch der Erwachsene findet sich manchmal nach einem guten Abenteuerbuch. Und dann ist dieses hier entchieden das Rechte.

Briefkasten der Redaktion

Prof. B. G. Sie schreiben uns: Im Leitartikel der „Volksstimme“ vom Samstag steht zu lesen, daß das Schweizervolk vor 500 Jahren das Söldnerwesen abgeschafft habe. Man kann höchstens von einem Versuch dazu sprechen. Tatsächlich blieb das Söldner- und Pensionenwesen noch lange bestehen, bis ins 19. Jahrhundert hinein. Erst 1859 hat der Bundesrat den Eintritt in fremde Soldendienste verboten, nachdem Schweizerische Söldnertruppen sich in Italien bei der Unterdrückung revolutionärer und nationaler Bewegungen durch unbeschreibliche Brutalität „ausgezeichnet“ hatten.

Schweizerische Depeschagentur Antikriegsellschaft. Sie schreiben uns: In Ihrer Nummer 287 vom 15. November merken Sie der Depeschagentur vor, sie mache in ihren Meldungen Arbeiter herunter und betreibe die Arbeiterschaft diffamierende Propaganda. Wir gestatten uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß solche Meldungen nicht von der Depeschagentur verfaßt werden, sondern von der Polizei, wie Sie aus beiliegendem Original Nummer 100 der Polizeinachrichten der Stadtpolizei Zürich vom 12. November ersuchen wollen. Ihre Vorwürfe müßten sich also in diesem Falle gegen die Stadtpolizei Zürich richten und nicht gegen die Depeschagentur. Das „Volksrecht“ bringt übrigens solche Nachrichten der Stadt- und Kantonspolizei stets ebenfalls ohne jeden Kommentar. Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre Leser über den Sachverhalt aufklären wollten, damit bei ihnen keine Mißverständnisse über die Tätigkeit der Depeschagentur aufkommen. Stets mit Vergnügen zu Ihren Diensten, grüßen wir Sie ...

Arbeiter, treu für die „Volksstimme“!

BERNINA-ZICKZACK



Universal-Nähmaschine

Brütsch & Co., beim Broderbrunnen

Gesucht zu sofortigem Eintritt:

Arbeiterinnen

und einige 15–16 jährige Burschen

Conservenfabrik Rorschach AG.

8796

Zu kaufen gesucht
Militärtornister
Bajonett
Armee-Revolver
in tadellosem Zustand.

Offerten unter Chiffre
N 50296 G an Publicitas
St. Gallen. 8693

Fußpflege

R. Herzog

dipl. Spezialist

Pédicure, Vadianstr. 1
Telephon 238 86

An- und Verkauf
von Möbeln jeder Art

Kleider, Schuhe, Leib- u.
Bettwäsche, Wolldecken,
Chaiselonguedecken,
Nähmaschinen. Schreib-
maschinen usw. 8690

Linseblüstr. 18, Parl.
Nähe Speisertor

Der interessante Trefferplan

42206 Treffer

1 Treffer zu Fr. 20.000.—
1 Treffer zu Fr. 10.000.—
1 Treffer zu Fr. 5.000.—
3 Treffer zu Fr. 2.000.—
50 Treffer zu Fr. 1.000.—
50 Treffer zu Fr. 300.—
100 Treffer zu Fr. 200.—
200 Treffer zu Fr. 100.—
400 Treffer zu Fr. 50.—
600 Treffer zu Fr. 40.—
800 Treffer zu Fr. 25.—
20.000 Treffer zu Fr. 10.—
20.000 Treffer zu Fr. 5.—

Einzel-Lose Fr. 5.—, Serie zu
10 Losen Fr. 50.— (enthaltend
2 sichere Treffer), erhältl. bei
allen Losverkaufsstellen und
Banken. Einzahlungen am Lan-
des-Lotterie Zürich VIII/27600

Landes-Lotterie

9. DEZEMBER
ZIEHUNG